11. September 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 205

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(8. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

IV.

Im gleichen Augenblick, in dem der D-Zug in den Bahnhof Doßlau einfuhr, bog auch der Golmitzer Wagen von der Bahnhofstraße ein, umrundete den Vorplatz mit dem Kriegerdenkmal der Kreisstadt und hielt vor der Halle.

Graf Karl Falkenberg hielt die Jucker fest am Zügel, sein langer, weißer Vollbart wehte im Frühlingswind, die Auerhahnfedern am verwetterten grünen Jagdhut wippten. Das Gesicht des Grafen war wettergebräunt, die Nase, gebogen und mit starkem, breitem Rücken, war rot und großporig, unter den buschigen Brauen leuchteten ein Paar wasserklarer, blauer Jägeraugen, die noch heute so scharf in die Ferne sahen wie vor fünfundsechzig Jahren, als sie das erstemal über dem Korn den Bock anvisierten. Den mächtigen Körper hüllte ein Kamelhaarmantel ein, auf den Achseln die Lederwulste, an denen Flinten- und Büchsenriemen Halt fanden.

In Doßlau kannte jedes Kind den alten Grafen Falkenberg; jeder Ladeninhaber, jeder Steuerbeamte, jeder Postbote, jeder Läufer vom Landratsamt, jeder Bürger und Ackerbürger grüßte, wenn der Golmitzer Selbstfahrer über das holprige Kleinstadtpflaster ratterte. Daran hatte auch die Revolutionszeit nichts geändert. Man liebte den Schloßherrn von Golmitz, man ehrte ihn und war stolz darauf, daß er im Kreise saß. Man wußte, daß sein Grund „Leben und leben lassen" war, daß er nicht knauserte. Jeder in der Stadt hatte schon einmal an ihm verdient, er handelte nicht bei Kauf und Verkauf und sparte nicht mit Trinkgeldern.

Die Jucker warfen die Köpfe, daß die Trensenringe klapperten, und kauten auf den schaumbedeckten Gebissen. Graf Falkenberg fuhr ein scharfes Tempo: siebenundzwanzig Minuten vom Schloßportal bis zum Bahnhof — nicht eine mehr, nicht eine weniger; nicht eine zu früh wurde abgefahren, nicht eine zu spät kam er an.

Der Diener sprang vom Hintersitz des leichten Jagdwagens und lief in die Halle.

Graf Falkenberg nahm die Zügel wieder auf, die Jucker zogen an; im Schritt ging es um den Platz; die Pferde durften nicht kalt werden. Halblaut sprach er ihnen zu: „Ruhig, Fee, ruhig, Robert. Nicht zackeln, Schritt." Sanft strich das Peitschenende über die Kruppen.

Dann erschien Carla auf den vier Stufen, die aus der Vorhalle zur Straße herabführten. Ein paar Pferdelängen ließ der Graf die Jucker traben, um schneller vorzufahren. Er konnte doch eine Dame nicht warten lassen; nicht eine Sekunde. Sein Gesicht strahlte: hübsch sah seine Carla aus, sein Patenenkel, sein Liebling; gut stand ihr das knappe graugrüne flauschige Schneiderkleid, schick sah die Mütze aus gleichem Stoff aus, um die ein silbergrauer Reiseschleier geschlungen war. Der Rock war nicht modisch kurz, er hatte die vornehme Länge, die einer Dame angemessen war, grad, daß man ein Stück Strumpf über dem eng anliegenden hohen gelben Stiefel sehen konnte. Carla winkte; die Hand saß in dänischem Leder.

Der Großvater wurde stolz. Ja, so wünschte er sich seine Enkeltochter, so paßte sie neben ihn auf den Wagen, neben ihn ins Schloß. Sein Fleisch, sein Blut, eine Falkenberg. Leicht verbeugte er sich, tief senkte er die Peitsche zum Gruß.

„Tag, mein Mädel. Nett, daß du da bist. Hast du deinen Kleinkram im Handkoffer? Alles große Gepäck kann mit der Kleinbahn bis Rauer gehen. Ist es besorgt, Paul?"

„Jawohl, Herr Graf."

„Dann also rauf, Carla, hier neben mich."

Carla kannte die Steigtritte am Jagdwagen. Fest setzte sie den linken Fuß auf, schnellte sich mit dem rechten ab. Der Rock rutschte ein wenig hoch, eine schlanke Fessel, eine schlanke Wade wurde für einen Augenblick sichtbar. Dann saß sie neben dem Großvater und zog sich die grau-braun-karierte ledereingefaßte Staubdecke über die Knie. Hinten sprang Paul in den Sitz, nahm den Koffer vor sich.

Die Jucker legten sich ins Geschirr. Gepäckträger und Bahnschaffner grüßten. Die Peitsche senkte sich zum Gegengruß. Der Wagen ratterte davon.

Nach den Eltern fragte Graf Falkenberg, nach Anna, dem Dickchen, und Christof, dem Windhund. Kein Wort über Hermann, kein Wort über die Entlobung, nicht Freude, nicht Bedauern. Als ob er von allem nichts wüßte, als ob nichts gewesen, nichts geschehen sei. Wie wohl Carla dies Verschweigen tat.

Bei Golzenaue kamen sie auf Falkenbergschen Grund und Boden. Sie preschten durch die Reihe der Arbeiterhäuser, daß die Hühner flügelschlagend flüchteten, die Gänse schnatternd die Hälse streckten. Ein Fixköter jagte kläffend neben den Pferden, bis ihn ein Peitschenhieb wohlgezielt traf. „Ich werd' dich lehren, meine Gäule unruhig machen."

Rechts grünte Winterweizen in langen Linien, links warf der Motorpflug die dunkle Erde um.

Graf Falkenberg blickte hinüber. „Rüben sollen dies Jahr hier hin. Der Weizen hat voriges Jahr

nicht gelohnt. Ueberhaupt Golzenaue hat mir Sorgen gemacht; nichts hat's gebracht. Na, der Wrangel wird schon Schwung hinter setzen, auch hier. Famoser Kerl, tüchtiger Mann. Wirst ihn morgen kennenlernen, heut ist er nach Kleeberg 'rüber zum Waldow, sich einen Schafbock ansehen. Immer im Geschirr, fabelhafte Arbeitskraft, nur ein bißchen modern in seinen Ansichten, zu viel Maschinen, zu viel Kunstdünger und so. Na, da bin ich ja zum Bremsen da."

Gleichmäßig trabten die Jucker. Ein schmaler Kiefernstrich kam. In zwei Minuten war er durchfahren. Dann lag Golmitz vor Carla. Das langgestreckte Schloßdach lugte durch die Parkwipfel, der Backsteinkirchturm mit seiner vierkantigen Krone ragte über die roten Ziegel der Dorfhäuser.

Carla packte des Großvaters Arm. „Zu Hause, zu Hause." Ein Jauchzen war es.

Ueber das alte Gesicht strahlte ein frohes Leuchten. „Ja, Mädel, hier bist du zu Hause." — — —

Als Carla am nächsten Morgen aufwachte, leuchteten die weißen Mullvorhänge im Lichte der frühen Frühlingssonne. Mit beiden Beinen zugleich sprang sie aus dem Bett, lief von einem Fenster zum andern, zog die Gardinen auf und ließ die warme Helle ins Zimmer. Dann ging sie an ihr Bett zurück und kuschelte sich noch einmal voll Behagen in die warmen Kissen, breitete weit die Arme und dehnte den Körper. Unendlich leicht und froh war ihr zu Mute. Als ob eine Last in Berlin auf ihr gelegen hätte und nun hier in Golmitz von ihr genommen sei. Ueberhaupt dies schreckliche Berlin mit seiner ewigen Hast und Unruhe, die selbst nicht aus der Josephinenstraße und ihren stillen Gärten zu bannen war. Man mußte ja immer hinein in das städtische Leben und Treiben; die Menschen, nachbarliche und fremde, zerrten und zogen; Wagen rollten; das Telephon rief; der Briefträger kam; die Zeitung lag auf dem Tisch. Schrecklich.

Hier war Frieden, war Ruhe. Kein Geräusch war in der Luft, das an die Nerven schlug.

Carla lächelte. Natürlich hatte ihr der Großvater dies Eckzimmer gegeben, das sie so liebte, mit seinen zwei Fenstern nach Osten und dem einen nach Süden, mit den hellen, mit buntgemusterten Cretonne bespannten Möbeln, mit der bequemen Chaiselongue in der Nische, dem breiten Toilettentisch. Wenn die Sonne nur schien, hier schien sie herein vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag. Auf den Park hinaus konnte man aus den Ostfenstern sehen, nach Süden zu aber sah man weit über die Felder bis zum Falkenvorwerker Forst, ein Zipfel des Golmitzer Sees stand vor dem Waldrande. Und wenn man sich aus dem Fenster bog, konnte man links grade noch einen Teil des Wirtschaftshofes fassen, die Schafställe, zwei Scheunen und den Schornstein der Brennerei.

Wie wollte sie das alles genießen.

Oder sich nebenan ins kleine Boudoir setzen, mitten hinein in die Steifheit seiner bronzebeschlagenen Empiremöbel, sich an den putzigen Adlern und Kronen freuen, die auf das dunkle Holz gesetzt waren, und an den Amoretten- und Nymphenreigen, die in gelbem Metall getrieben, den Kopf der hohen Spiegel zierte.

Ach ja, Großvater wußte schon, was ihr gefiel. Die Teestunde gestern nach ihrer Ankunft, ausnahmsweise ihr zur Freude und Ehre in seinem Zimmer, war voll lieben Plauderns gewesen. Dann hatte sie ausgepackt, sich für den alten Herrn niedlich gemacht, wie er es liebte. Zum Abendessen hatte er sie selbst geholt, wie allabendlich im Smoking. Zu Zweit saßen sie am großen Tisch im Speisesaal. Paul hatte serviert, und der alte Langermann, ebenso weiß wie Großvater, aber natürlich glattrasiert, hatte den Rheinwein in die Römer gegossen, um sich dann an seinen Haushofmeisterplatz am Eichenbüfett zurückzuziehen und jede Bewegung Pauls zu überwachen.

In der Halle hatten sie dann gesessen, im Kamin brannten Buchenkloben, auf dem niedrigen Tisch standen die Karaffen mit Ungarwein, herb für ihn, süß für sie.

Nach einer Weile war Großvater aufgestanden, hatte das elektrische Licht gelöscht und gebeten: „Nun komm mal her, mein Mädel." Sie hatte schon gewußt, was er meinte. Nur die flammenden Scheite leuchteten noch, und in ihrem Schein mußte sie sich auf das Eisbärenfell kauern und den Kopf an seine Knie legen.

„Sieh mich mal an, Carla," hatte der Großvater gesagt, und sie hatte die Augen zu ihm erhoben, „bist du mir gesund geblieben oder haben sie dich krank gequält? Haben sie meine stolze blonde Carla klein kriegen wollen?" Seine Hand hatte er auf ihr Haar gelegt. „Bist du nun frei, Mädel, ganz frei? Auch innerlich?"

„Ja, Großvater." Gern hatte sie es gesagt und fest.

Er hatte genickt — ein-, zweimal. „Es war nicht das Richtige, Carla, glaub's mir. Nicht das Richtige für dich. Ich bin ein alter Mann geworden und habe die Menschen kennengelernt. Das Blut paßte nicht zu deinem Blute. Nicht, daß ich etwas gegen sie hätte, die ihr Geist, ihr Fleiß, ihre Arbeit und die Gnade unseres Königshauses zu Aristokraten gemacht haben. Sie sind unser voll wert, sie haben das Recht stolz zu sein, wie wir. Aber du, Carla, in dir steckt noch ganz der alte Falkenbergische Geist, du bist vielleicht zwei Jahrhunderte zu spät geboren oder drei. Nein, lächle nicht, Kind. Ich meine es ernst. Und deshalb wird zu dir auch nur ein Mann aus altem Geschlechte passen, reinblütig und edel. Das ist Rassegefühl, nicht Kastengeist oder gar falscher Klassenstolz. Uns Falkenbergs kann Blutauffrischung nichts schaden. Und dieses kluge Patrizierblut wäre kein schlechter Einschlag. Aber für meine Carla ist es nichts; nicht alle Kreuzungen sind möglich. Wenn du den süßen Ungar mit dem herben mischst, Kind, wird das Gemisch trübe. Und doch sind beide Weine gleich edel."

Er hatte sich vorgebeugt und sein Glas genommen.

„Stoß an, Mädel. Ich bin froh, daß ich dich wieder frei weiß. Und daß du die Alte geblieben bist."

Vor das Schloß war ein Wagen gerollt. Unten hatte eine Tür geklappt.

„Der Wrangel kommt zurück. Komm, wir wollen gehen. Du kannst ihn morgen begrüßen. Er wird jetzt noch schnell essen wollen."

Oben vor ihrem Zimmer hatte er sie in den Arm genommen. „Du kannst bleiben, so lange du willst, Carla. Immer, meinetwegen. Und ich lade dir ein, wen du magst." Auf die Stirn hatte er sie geküßt und dann auf den Mund. Sein großer, weißer, so wohl gepflegter Bart war wie Seide. „Schlaf gut im alten Golmitz!" Die Tür hatte er ihr geöffnet und sie eintreten lassen. Noch einmal hatte seine lange schmale Hand gewinkt. „Schlaf wohl, Carla, gute Nacht."

Ja, ja . . . von Großvater konnten sie lernen, all die jungen Herren — auch Hermann, auch Christof. —

Leise klopfte es. Grete, das Stubenmädchen, trat ein. Im schwarzen Lüsterkleid und Hamburger Häubchen.

„Guten Morgen, Komteß! Ich bringe das heiße Wasser."

Einen großen Tub rollte sie ins Zimmer, zwei hohe Emaillekannen, aus denen der Wrasen stieg, stellte sie daneben.

„Haben Komteß noch Befehle?"

„Danke, Grete. Hat der Herr Graf schon gefrühstückt?"

„Jawohl, Komteß. Herr Graf lassen bestellen, er sei im englischen Garten. Komteß möchten rufen. Das Frühstück steht in der roten Veranda.“

„Ich bin in einer halben Stunde unten. Sonst ist nichts mehr. Ich danke Ihnen Grete.“

Das Mädchen knickste. —

In die flache Wanne stieg Carla und drückte sich den vollen Schwamm über den Schultern aus. Das warme Wasser rieselte den schlanken, hellen Körper hinab. Wie wohl das tat. Besser war's als alle Bäder daheim. Mit den festen derben Hausmacherhandtüchern frottierte Carla die Haut, rieb leicht mit weichem Damast nach. Sie mußte lächeln; auch das genoß sie jedesmal aufs neue: nur in Golmitz gab es so schöne, so große Handtücher. Sie kannte die Wäschevorräte des Schlosses; in riesigen alten Schränken waren sie verwahrt, mächtige Stöße köstlichen Leinens, zum Teil noch aus den Aussteuern von Großmutter und Urgroßmutter stammend, die ja immer Dutzende über Dutzende mit in die Ehe gebracht und dann doch sparsam zu wirtschaften verstanden hatten. Weil ihr Leinenschatz ihr Stolz gewesen.

Vor dem Frisiertisch saß Carla dann. Einige Augenblicke sah sie unschlüssig, zögernd in den Spiegel, dann aber fuhr der Kamm energisch durch das blonde Haar. Aus der Stirn zurück bürstete sie die dichten Strähnen und legte sie fest über den Kopf, hinten im Genick drehte sie sich einen mächtigen Knoten. Schlicht, einfach. Damals, als Hermann sie malte, hatte sie sich auf sein Bitten eine andere Frisur angewöhnt, weich, bauschig. Das war nun vorbei, auch die letzte Erinnerung verschwunden, sie wollte vergessen, daß sie sich einmal gefügt, daß sie einmal nachgegeben hatte.

Ja, so war sie wieder die Alte, so konnte sie ohne Hut und Schleier durch Park, Feld und Wald laufen, fahren, reiten. So konnte sie wieder ganz Golmitzer Kind sein, sich ganz daheim fühlen. —

(Fortsetzung folgt)

Fehlerlos

Eine heitere Geschichte aus der Schulzeit

Von Fritz Chlodwig Lange

Manch einer, der auf der „Penne“ Witz und kecke Erfindungsgabe in Streichen erprobte, die vom Standpunkt der Schule durchaus nicht zu loben waren, ist später doch ein recht tüchtiger Kerl geworden. Das trifft auch auf „Bob“ zu. Er hat im Weltkriege als tapferer Flieger seinen Mann gestanden und beweist heute an führender Stelle des öffentlichen Lebens, daß man selbst dann etwas Tüchtiges werden kann, wenn man in der Jugend an mathematischer Unbegabtheit geradezu eine Merkwürdigkeit darstellte.

Bob war der Sohn eines Breslauer Arztes und gehörte im übrigen zu jenen „Nomaden“ der Gymnasialwelt, die aus triftigen Gründen, bestimmt aber nicht wegen allzu glorreicher wissenschaftlicher Leistungen, immer wieder einmal die Schule wechselten. Als Unterprimaner kam Bob von dem nahen H. nach D. und wurde von Lehrern und Mitschülern natürlich zunächst mit dem üblichen Mißtrauen betrachtet. Aber er erwies sich bald als ein prächtiger, fröhlicher Bursche und guter Kamerad; übrigens war er begabt für Sprachen und deutschen Aufsatz und entwickelte sich in diesen Fächern für uns bald zu einer schätzenswerten Hilfskraft. Nur in Mathematik — da hakte es ganz einfach bei ihm aus, und sowohl bei häuslichen, wie auch — was immerhin schwieriger ist — bei Klassenarbeiten mußte er unsere unterstützenden Künste in Anspruch nehmen. Nun, wir besaßen darin keine geringere Technik als die Gymnasiasten aller Zeiten, und so geschah es denn eines Tages sogar, daß Bob eine besonders schwierige Klassenarbeit fehlerlos schrieb. Jawohl, fehlerlos.

Für unsern Mathematiklehrer, Professor Werth, war dieses glänzende Ergebnis — nach Bobs „mündlichen“ Leistungen in letzter Zeit! — ein staunenswertes Mirakel. Aber das Mirakel glaubte er auf eine Art erklären zu können, die der Wirklichkeit tatsächlich sehr nahe kam.

Hastig, drohenden Auges betrat er das Klassenzimmer und legte mit jähem Ruck den Stoß Hefte auf das Pult. Kein Wort kam über seine Lippen, nur seinen merkwürdigen, auf komische Art einen hohen Grad von Erregung anzeigenden Gaumenlaut, der wie „km“, km“ klang, ließ er gefahrdrohend vernehmen.

Die Hände auf den Rücken gelegt, durchmißt er mit nervösen Schritten zweimal den Raum, dann ergreift er wieder die Arbeiten, verteilt sie schnell und noch immer schweigend. Mit dem letzten Heft wendet er sich — unsere Spannung steigt auf die Spitze — B o b zu:

„Sie haben eine — km — fehlerfreie, ja — km, km — tadellose, um nicht zu sagen — km, km, km — vorzügliche Arbeit geschrieben!!! Wollen Sie mir vielleicht mitteilen, wie dies — km, km, km — zugeht?!“

„Ich . . . ich hatte am Mittwoch einige Tassen starken Kaffee getrunken, Herr Professor. Das regt mich immer ungemein an . . .“ erwidert Bob unerschrocken, und einige von uns haben bereits große Mühe, ernst zu bleiben. Anders aber wirkt Bobs Antwort auf Professor Werth. Sein „Feldgeschrei“ — km, km — steigert sich zu erschreckender Häufigkeit.

„. . . Kaffee getrunken?? Kaffee getrunken??? Km, km — dann bitte, trinken Sie heute nachmittag ebenfalls — km, km, km — Kaffee! Damit Sie angeregt sind, wenn Sie um drei Uhr in meine Wohnung kommen. Ich werde Ihnen dann ein paar ähnliche Aufgaben stellen, wie Sie sie hier mit Hilfe von — km, km, km — Kaffee, sonst aber — nicht wahr? — ganz aus eigener Kraft, so brillant gelöst haben! Das Ergebnis von heute nachmittag wird über die Zensur entscheiden!“

Bob erschrickt, faßt sich aber rasch. „Das tut mir leid, Herr Professor, ich . . . ich bin — heute nachmittag schon versagt!“

„. . . Sie sind ein — km, km, km — dreister Geselle! Verstehen Sie — km, km — mich?“

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Vater, den ich ein halbes Jahr nicht gesehen habe, kommt auf der Durchreise hierher nud hat nur wenige Stunden Aufenthalt. Er wird . . .“

„Schweigen Sie!“ brüllt der Professor jetzt los, „Sie werden schon um zwei Uhr — km, km, km — bei mir sein und sich so beeilen, daß Sie noch genug Zeit für — km — Ihren Herrn Vater haben!“

Dabei blieb es. Weiterer Widerstand hätte den zornigen Jünger des Pythagoras nur noch mehr aufgebracht, gegen seinen bekannten — km, km — „eisernen Willen“ aber nichts auszurichten vermocht.

Als Bob sich dann pünktlich in Professor Werths Wohnung meldet, ist dessen Zorn schon wieder verraucht, und gütig empfängt er den schwierigen Schüler.

„Bitte, machen Sie sich's an meinem Schreibtisch bequem. Hier sind ein paar Aufgaben. Wenn Sie die gelöst haben, können Sie zu Ihrem Herrn Vater gehen.“

Bob macht sich's also bequem und schreibt wie wild drauf los.

Professor Werth, der sich mit einer Zeitschrift in seinen Sessel gesetzt hat, ist erstaunt über dies Tempo.

„Erst schön nachdenken, mein Freund! Nicht so eilig!“ mahnt er.

„O, Herr Professor, ich hoffe, Sie werden zufrieden sein. Obschon ich heute an heftigem Kopfweh leide. Dürfte ich übrigens vielleicht einen Augenblick das Fenster öffnen? Mir ist etwas heiß . . .“

„So, so, Ihnen ist schon jetzt heiß?“ antwortet der Lehrer mit Bedeutung. „Nun, lassen Sie ruhig ein bißchen von der schönen Frühlingsluft herein.“

Bob öffnet das Fenster, schließt es nach einer Weile höflich wieder, als er bemerkt, daß Werth fröstelt. Dann schreibt er eilig weiter. Jetzt aber erhebt sich Werth und will nun doch einmal einen interessierten Blick in die Blätter werfen, die der Schüler so merkwürdig rasch vollschreibt. Aber da wird Bob nervös.

„Ach nein, Herr Professor, bitte jetzt nicht in die Arbeit sehen! Das verwirrt mich beim Weiterrechnen.“

„Gut, wie Sie wollen!“ gibt Werth nach und setzt sich wieder. In diesem Augenblick klingelt es draußen, dann klopft

es an die Zimmertür, und auf Werths „Herein“ wird der Kopf eines Telegraphenboten sichtbar.

„Ist hier der Gymnasiast Friedrich B.? Hier ist ein Telegramm für ihn.“

„Jawohl . . . Das bin ich,“ springt Bob auf, nimmt die Depesche in Empfang, öffnet, liest, wendet sich höflich erklärend an den Professor:

„Mein Vater wird schon früher, als er eigentlich vorhatte, eintreffen; aber er fährt nur durch, und ich soll ihn in einer halben Stunde auf dem Bahnsteig erwarten.“

„Nun, hoffentlich sind Sie bald mit Ihrer Arbeit fertig,“ antwortet Werth und will wieder einige Blätter vom Schreibtisch nehmen und besichtigen. Und wieder zieht Bob hastig seine Papiere fort und beeilt sich zu versichern:

„Gewiß, Herr Professor, ich muß nur noch einige — Schlußresultate hinzusetzen . . .“

Er kramt in seinen Blättern, wirft einen raschen, indianerhaften Blick auf Werth, der sich wieder seiner wissenschaftlichen Zeitschrift zugewandt hat, zieht behutsam das eben erhaltene „Telegramm“ vor: es sind zwei engbeschriebene, reichlich zerknitterte Quartseiten! Er streicht sie hastig glatt — dann erhebt er sich, tritt vor den Lehrer hin:

„Bitte sehr, Herr Professor! Entschuldigen Sie, bitte, das etwas zerknickte Papier, ich hatte eben die Reinschrift für das Konzept gehalten und schon zusammengefaltet.“

„Nun, das kann in der Hitze des Gefechts vorkommen,“ sagt Werth duldsam und wirft einen Blick in die Arbeit: „Gut . . ., gut . . ., ich sehe, Sie haben sich bemüht, Ihre beträchtlichen Lücken auszufüllen. Wie ich sehe, trafen meine — hm, hm — Annahmen betreffs Ihrer Klassenarbeit nicht zu — hm, hm!“

Ja, so sagte der gute Professor. Und Bob fühlte einen Zentnerstein vom Herzen fallen, als er die Treppe hinabschritt, die er vorhin doch mit einigem Zagen erklommen hatte. Das war ja alles glänzend geglückt: Die Sache mit dem Fenster, durch das er die Aufgaben zu den beiden, draußen wartenden, mathematikfesten Mitschülern hinausgeworfen hatte. Die hatten Algebra und Stereometrie dann im „Weißen Schwan“ mit Windeseile ausgerechnet, und der verständnisvolle Kellner überbrachte in einer „zu einer Aufführung“ geliehenen Postuniform die „Depesche“.

Als Bob im Durchschreiten des Vorgartens den geglückten Streich noch einmal zufrieden überdenkt und nach dem Fenster hinaufsieht, hinter dem er als Gefangener geschmachtet hat, hört er leise seinen Namen rufen.

„Tag, Herr Bob, hat alles geklappt?“ fragt lachend Aennchen Werth, die Tochter des Professors, die halb versteckt mit einer Handarbeit in der Laube sitzt. Ein Blick in die lustigen Augen des hübschen Mädchens, das er flüchtig von einem Gymnasialball her kennt, sagt dem Schuldbewußten, daß ihr nichts von dem Vorgefallenen verborgen ist.

„Sie haben . . .“

„Jawohl, ich habe das etwas zu kurz gefallene Papier an Ihre draußen wartenden Freunde befördert. Nun kann man ja wohl gratulieren?“

Was für ein famoses Mädel diese Mathematikerstochter doch ist, denkt Bob. Und so oft denkt er im Laufe des Jahres diesen gleichen Gedanken, und er fühlt sich von ihm so angespornt, daß er wirklich seine „beträchtlichen Lücken“ ausfüllt und nach Jahresfrist ohne Schwierigkeiten sein Abiturium besteht. An jenen Tag im Hause des Professors Werth denkt er gern zurück; denn da hat er zum ersten Male tief in die schönen Augen geblickt, die seinem ganzen ferneren Leben leuchten sollten.

Als nach Jahr und Tag Bob und Frau Aennchen dem Vater Professor gelegentlich die nähere Geschichte jener Prüfungsarbeit erzählten, hat der zwar noch ein paarmal sein „hm, hm“ hören lassen. Aber ernstlich böse ist er nicht mehr geworden.

Ein Apfel fliegt

Von Kurt Miethke

In der Gesellschaft bei Wilde kam ein Mann zu Kay, der sich als Mister Carey vorstellte.

„Mister Wilde erzählte mir, Sie seien Detektiv?“

Kay nickte.

„Ich interessiere mich lebhaft für Ihren Beruf. Habe eigentlich dafür immer schon Neigung verspürt, aber ich fürchte, ich habe keine Anlagen dazu.“

„Warum nicht?“ erwiderte Kay höflich.

„Ich sehe zwar in manchen Dingen das Rätselhafte, kann es aber nicht erklären. Und das Erklären macht doch erst den Detektiv aus!“

„Allerdings, aber wenn Sie das Rätselhafte als solches erkennen, ist ja schon der Anfang gemacht.“

„Ach, das nützt nichts. Sehen Sie, heute beispielsweise hätte ich gern einmal die Geistesgaben eines Detektivs haben mögen.“ „So?“ fragte Kay interessiert.

„Ich muß Sie enttäuschen. Was da geschehen ist, war ein Nichts, eine Lappalie. Aber es hat mich gewundert und erklären . . .?“ „Erzählen Sie.“

„Es war, wie gesagt, nichts. Also: Wir wohnen draußen vor der Stadt, hinter unserem Hause liegt ein schöner Garten. Dieser Garten hat eine ziemlich hohe Mauer, hinter der wieder ein anderer Garten mit meinem Hause liegt. Wie ich heute in meinem Garten auf und ab gehe, fliegt plötzlich über die Mauer direkt auf meinen Kopf ein Apfel. Der Apfel war geworfen worden, ich konnte mir nur nicht erklären, wer ihn geworfen haben mochte. Denn sehen sie, in dem Nachbarhaus wohnen lediglich zwei alte Leute, die bestimmt nicht mit Aepfeln werfen.“

„Ist das das ganze Problem?“

„Nicht das ganze. Ich war also mehr erstaunt als verärgert und hob den Apfel auf. Als ich ihn betrachtete, wunderte ich mich noch mehr. Denn der Apfel war angebissen, und zwar — jetzt kommt das, womit ich nicht fertig werde — von einem Kinde. Kinderzähne hatten in den Apfel gebissen, kleine, winzige Zähnchen.“

„Ich sehe noch immer nichts Erstaunliches.“

„Aber ich! Die Leute im Nebengarten haben kein Kind. Und es ist auch keins hingebracht worden. Meine Frau ist gelähmt und sitzt Jahr für Jahr am Fenster. Sie schwört, daß seit Jahren kein einziger Mensch das Nachbarhaus betreten hat. Milchmann, Brötchenmann und Lebensmittellieferanten geben ihre Waren an der Haustür ab, die immer nur um einen Spalt geöffnet wird. Die Leute, die da wohnen, sind uns schon lange rätselhaft gewesen. Von was sie leben, wissen wir auch nicht. Und nun fliegt plötzlich aus dem Garten ein Apfel, der von einem Kinde angebissen worden ist. Obwohl da drüben gar kein Kind sein kann . . .! Aber ich glaube, ich langweile Sie . . .?“

Kay starrte lange ins Leere.

Plötzlich sprang er auf. „Wie lange bleiben Sie noch hier?“ fragte er Mister Carey.

„Nun, vielleicht noch ein bis zwei Stunden.“

„Ich würde mich freuen, wenn Sie auf mich warten könnten. Wo ist der Apfel?“

„Aber ich verstehe nicht!“

„Tut nichts, Sie werden schon noch verstehen. Wo ist der Apfel?“

„Bei mir zu Hause.“

„Gut. Wollen Sie mir einen Gefallen tun? Rufen Sie bei Ihrer Gattin an, sie möchte mir den Apfel aushändigen. Ich muß sofort hin.“

Ehe der vollkommen verblüffte Mister Carey noch antworten konnte, war Kay schon verschwunden, und Carey telephonierte, gab den gewünschten Bescheid und zerbrach sich den Kopf, was das ganze eigentlich bedeuten sollte.

Erst nach zwei Stunden kam Kay zurück, strahlend über das ganze Gesicht.

„Mein lieber Mister Carey, ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Scharfsinn! Und dieser Herr —“ er deutete auf einen neuen Gast, den er mitgebracht hatte — „dankt Ihnen ganz besonders.“

Mister Carey machte ein Gesicht, in dem sich tiefste Verständnislosigkeit malte.

„Ich — ich weiß nicht, was Sie meinen!“

„Dann lassen Sie es sich von Mister Snyder sagen!“

Der neue Gast drückte Carey lange und innig die Hand.

„Sie sind Mister Snyder?“ fragte Carey. „Der Millionär?“

„Ja, der bin ich.“

„Dessen Töchterchen man geraubt hat?“

„Derselbe. Und durch Sie habe ich es wieder erhalten!“

Und Kay klopfte Carey auf die Schulter:

„Die Polizei hatte schon lange einen Verdacht auf das alte Ehepaar, das da neben Ihnen wohnt, eben weil niemand wußte, wovon die Leute leben, und weil man beobachtet hatte, daß dort nachts des öfteren Leute aus und ein gehen, die zu einer Gangsterbande gehören. Das hat Ihre Gattin natürlich nicht beobachten können, da sie ja nur tagsüber am Fenster saß. Heute abend haben wir die beiden durchtriebenen Verbrecher verhaftet — wegen Kindesraubes.“

„Ja, hatten Sie denn Beweise?“

„Wir haben geblufft. Wir haben Ihren Apfel vorgewiesen und haben das ganze Haus durchsucht. Im Keller fanden wir das arme Geschöpf, Mister Snyders kleine Lilian, die uns dann erzählte, daß sie heute heimlich in den Garten geschlüpft gewesen sei und einen Apfel aufgehoben habe. Leider hatte sie ihn nicht essen können, denn der alte Gauner ist dazu gekommen, und das Kind hat den Apfel schnell über die Mauer geworfen, aus Angst vor Strafe, hat ihn über die Mauer geworfen, auf Ihren Kopf.“

„Und jetzt,“ lachte strahlend Snyder, der Millionär, aus dem man eine Riesensumme für die Herausgabe des Kindes hatte erpressen wollen, „jetzt sitzt meine Lilian zu Hause und ißt Aepfel.“

„Donnerwetter,“ sagte Carey.